

Tristan Bernard

von Arthur Eloesser

Weltbühne, XXIII. Jahrgang 1927, 1. Band

Tristan Bernard ist ein sehr liebenswürdiger Mensch und vor allem ein guter Kamerad; in Berlin hielt er auf Reinhardt, von dem er wahrscheinlich nicht viel weiß, eine Rede, so verbindlich und witzig, daß er sich durchaus gestatten durfte, sie in Wien auf Gerhart Hauptmann noch einmal zu halten, von dem er ganz sicher noch weniger weiß. Ein echter Franzose – bestätigten die neuen Freunde in Germaniens Wäldern; denn er hat keine Ahnung von Deutsch. Es gibt nämlich jetzt, sogar unter den Literaten, auch unechte Franzosen, die ausgezeichnet deutsch sprechen, die es aber in Deutschland nicht anbringen können. Unsre immer fleißigen Landsleute mögen auf ihre Konversationsstunde und auf das français tel qu'on le parle nicht gern verzichten. Ich glaube, wenn der liebenswürdige, aber auch bequeme Tristan Bernard durchaus noch eine Sprache lernen müßte, so würde er das Oesterreichische wählen. Es scheint, daß er sich aus Wien kaum wegbringen konnte, und daß er sich da noch mehr als in Berlin zuhause gefühlt hat. Trägt er doch seinen Vollbart so gut wie Hermann Bahr, nicht ganz so lang und patriarchalisch, aber doch mit einer kapuzinischen Fülligkeit und Pffiffigkeit, und trägt er doch auch das überaus gutsitzende Embonpoint eines seßhaften Frühstückers, so gut wie Hermann Bahr, bevor der ein Frühaufsteher wurde und zur Messe ging. Keine Messe wird man für Tristan Bernard singen, viel eher einen Kadosch sagen. Trotzdem scheint er nach den Franzosen echt genug, die keinen Bartels haben, und wenigstens in Kunstdingen noch gar nicht wissen, was eine Rasse ist.

Das sind nun leider schon fast dreißig Jahre, daß ich in Paris die literarische Geburt von Tristan Bernard erlebte mit seinem Schwank L'Anglais tel qu'on le parle, einer harmlos vergnügten Abendunterhaltung. Man kann dort durch einen liebenswürdigen Einakter berühmt werden, während man bei uns zu demselben Zweck einen fünftaktigen, aber streng literarischen Durchfall braucht. Seit jenem Erfolge gibt es den entzückenden Tristan Bernard, obgleich unser Freund, wie das internationale literarische Reisebüro des Herrn Chapiro versichert, auch Dialoge, Novellen, Romane geschrieben hat, die durchaus zu Nachdenklichkeit und melancholischer Weltbetrachtung auffordern. Man traue keinem Vollbart und keinem noch so sanft schwellenden Embonpoint! Derselben Quelle entnehmen wir,

daß Tristan Bernbard nicht anders als Dostojewski sich wenigstens zu Hause auch eine Hölle mit dämonischen Besessenheiten hält. Wieviel Überwindungen, um mit Nietzsche zu reden, muß ihn sein Heiterkeitsbesitz gekostet haben, bis er zu einer neuen Legende der allen gaité gauloise wurde, bis er zu der umfänglichen Rundheit gedieh, in der ein Rabelais, ein Eulenspiegel und ein sanfterer Voltaire bequemen Platz finden. Wer da hat, dem wird gegeben. Wenn ein Franzose eines guten Witzes ledig wird, will er, daß dieser von Tristan Bernard gemacht sei, und der Liebling vermehrt seine eig-ne Legende mit der gutwilligen Versicherung, daß aus solchen Opfergaben auch sei-ne Stücke wie von selbst entstehen. Nur der Name ist echt. Wir werden ihm das glauben müssen, wenn wir an den entzückenden Tristan Bernard weiter glauben sollen.

Nach dieser Verständigung braucht also der in der Komödie stattgehabte Schwank „Die Perle“ so wenig von Tristan Bernard zu sein, wie die letzten Sachen, die in den Kammerspielen mit so gefälliger Unauffälligkeit vorübergegangen sind. Wer von seinen tausend Mitarbeitern hat ihm etwa den von hundertjährigen Strapazen ausgerenkten Liebhaber geschenkt, den Harald Paulsen zwischen drei Frauen noch einmal ermüden muß? Wer die Liebhaberin, die kein Gesicht mehr hat, sodaß Carola Toelle eins schneiden muß? Wer den einen aufgeregten Ehemann für Otto Wallburgs Drolligkeit, und wer den magern, stillem, der in der Haut von Falkenstein wie in einem Futteral saß! Die Köchin der verwegenen Valetti mit dem stets aufgeschlagenen Bett trat wohl ganz von selbst aus vielen andern Schwänken in diesen Schwank hinein, der hauptsächlich von der Verwechslung zweier Etagen, zweier Frauen und zweier Köchinnen in demselben Hause lebt. Als Hilfsmotiv arbeitet die Nachbarschaft einer Schießbude, die in Umarmungen und Aufklärungen schreckhaft hineinknallt, um also Eros und Logos noch einmal in Verwirrung zu bringen.

Wer aber war der verwirrte Freund und Berater, der seinem Theater die Erfahrung vorenthielt, daß auch die Zähigkeit des alten französischen Vaudevilles sich seit den Hennequin und Feydeau ausgelebt hat, daß die alte Libertinage von Witz und Erotik nicht einmal standhafte Rollen hervorbringt! Gewiß, die Leute haben auch gelacht, aber man lacht manchmal rein aus physischer Nötigung, ungerne und mit etwas beschämten Widerruf, kaum anders, als wenn man geniest hat. Von allen französischen Lustigkeiten hat in den letzten Jahren nur der „Doktor Knock“ angeschlagen, in dem von verwechselten Frauen und überhaupt von Frauen kaum die Rede ist. Das gibt zu denken, um zu denken. Wir müssen uns wohl auf eine neue und darum sehr alte Art von Komik gefaßt machen, die zwischen dem Variété und

der Charakterkomödie liegt. Das Prinzip hinterließ uns schon Wedekind. An dem Prinzip arbeiten unsere eignen nachdenklichen Dramatiker, und sie werden mit der Durchdringung der Methode in dem Augenblick fertig sein, da ihnen ein minder nachdenklicher Ausländer zuvorgekommen ist.